



Wie zuletzt alte Träume von einer universellen Bildersprache digital wahr wurden: kleine Auswahl aus dem großen Angebot von Emojis

Foto Archiv

Is ja doch alles aufm Bild

Schreib mal wieder!“, appellierte in den Achtzigern ein Slogan der Bundespost an die Bürger, die immer häufiger statt zum Stift zum Telefonhörer griffen. Dreißig Jahre später wird so viel geschrieben wie nie zuvor, während das Telefonieren unter Jugendlichen nur noch eine Nebenrolle spielt. Allerdings sind es nicht Briefe und Karten, sondern digitale Nachrichten, die per WhatsApp, SMS, E-Mail oder Twitter verschickt werden. Die Frage, wie sich das digitale Sprechschreiben, das in den vergangenen zwei Jahrzehnten auf diese Weise entstanden ist, auf das normale Standarddeutsch auswirken könnte, ist immer noch ein beliebtes Thema in den Medien. Der umgangssprachliche Duktus der Chats und SMS-Botschaften, ihre Verschleifungen und Verkürzungen, die Suspendierung der Orthographie und die Verwendung visueller Signale wurden von vielen Beobachtern als kreative Innovationen begrüßt, während sprachkritische Geister die deutsche Grammatik in Auflösung sahen.

Die Sprachwissenschaftlerinnen Christa Dürscheid und Karina Frick von der Universität Zürich, die die Handy- und Internet-Kommunikation seit vielen Jahren untersuchen, liefern nun einen kompakten Überblick über die Entwicklung des digitalen Schreibens. In ihrem flüssig und verständlich geschriebenen Buch kommen sie mit einem Minimum an fachlicher Terminologie aus und beschränken theoretische Erörterungen auf das Notwendige. Dass es sich nur um eine Zwischenbilanz handeln kann, liegt angesichts der Geschwindigkeit, mit der sich die Rahmenbedingungen der technischen Kommunikation ändern, in der Natur der Sache.

Das gute alte „Simsen“ beispielsweise – 2001 gehörte es zu den „Wörtern des Jahres“ – wird zwar noch praktiziert. Aber bei den Jüngeren hat WhatsApp der SMS den Rang abgelaufen. Dieser Dienst nutzt das Internet statt des Mobilfunknetzes und bietet Hunderte von Bildzeichen, um Dinge oder Emotionen zu symbolisieren. Der Hang zum „piktoralen Schreiben“ lässt sich dank dieser Emojis (e japanisch gleich Bild, moji gleich Buchstabe) ganz anders ausleben als mit den handgemachten Emoticons vom ehemals. Der

Gute N8, Grammatik! Die Linguistinnen Christa Dürscheid und Karina Frick bilanzieren den Einfluss digitaler Formate auf unser Schreiben und Sprechen.

Utopie einer weltweit verständlichen Bilderschrift, die alle Sprachbarrieren überwindet, räumen die Autorinnen aber keine Chance auf Verwirklichung ein. Viele Emojis werden kulturabhängig und sogar individuell sehr unterschiedlich interpretiert, außerdem eignen sie sich kaum für die Darstellung logischer und grammatischer Zusammenhänge. WhatsApp dient mittlerweile auch für die meisten Chats als Plattform, während die allgemein zugänglichen, aber anonymen Chaträume an Bedeutung verloren haben. Gut gehalten im Wettbewerb der Kommunikationsmedien hat sich die mittlerweile schon ehrwürdige E-Mail. Über alle Altersklassen hinweg ist sie nach wie vor das beliebteste Format des digitalen Schreibens.

Die Autorinnen lassen keinen Zweifel daran, dass sich die einst bestaunte oder bekrittelte Mischkultur aus Schriftlichkeit und Mündlichkeit, aus Slang, Dialekt, Stummelsprech und Bildsymbolik etabliert hat. Gute Indikatoren dafür sind Verschleifungen (aufm), Abkürzungen (hdl = hab' dich lieb) oder hybride Formen (gute N8). Sie existieren weiterhin, obwohl Platzbegrenzungen oder der Wunsch, Kosten zu sparen, die sie anfänglich motiviert haben mögen, kaum noch eine Rolle spielen. Vielmehr folgen diese Sprachformen eigenen Normen der Informalität, die das digitale Schreiben herausgebildet hat – ein standardisierter Nicht-Standard für den schnellen dialogischen Austausch, den kennen muss, wer dazugehören will. Schreibkompetenz, so Dürscheid und Frick, muss in der Internet-Moderne mehr als nur die Beherrschung der Standardsprache umfassen.

Umso stärker stellt sich dann aber die Frage, welche Auswirkungen das digitale

Schreiben langfristig auf ebendieses Standarddeutsch, das ja immer noch die Leitnorm darstellt, ausübt. Können Jugendliche, die in den sprachlichen Parallelwelten der Smartphone-Kommunikation aufwachsen, überhaupt noch einen lesbaren Aufsatz, einen präzisen Bericht, ein angemessenes Bewerbungsschreiben verfassen? Eine großangelegte Studie, die Christa Dürscheid und ihr Team vor mehreren Jahren durchführten, brachte zweierlei zu Tage: Zum einen wiesen die von ihnen untersuchten Schülervorleser beträchtliche orthographische und grammatische Defizite auf.

Zum anderen aber schied die Netz-Kommunikation als Verursacher aus, denn die Eigenheiten des digitalen Schreibens hatten in den schulischen Texten keine Spuren hinterlassen. Das zeigte der Vergleich mit SMS-, Twitter und E-Mail-Texten derselben Schüler. Für Normschwächen mussten folglich andere Gründe – zum Beispiel ein sehr fehlertoleranter Deutschunterricht – verantwortlich sein.

Allerdings haben diese Daten, wie die Linguistinnen einräumen, nur noch begrenzte Aussagekraft, denn sie sind fast zehn Jahre alt. Smartphones haben mittlerweile in den Kinderzimmern Einzug gehalten, und der Einfluss des digitalen Schreibens auf die Beherrschung der Schriftsprache könnte sich deutlich verstärkt haben. Aktuelle Untersuchungen, so die Autorinnen, fehlen bislang. Unerwähnt lassen sie allerdings eine zeitliche Längsschnittstudie des Sprachdidaktikers Wolfgang Steinig. Sie liefert Indizien dafür, dass internettypische Textformen und Stilmerkmale mittlerweile schon das schulische Schreiben von Viertklässlern beeinflussen.

Leider verzichten Dürscheid und Frick auf eine sprachhistorische Einbettung, die ihrem Thema die nötige Tiefenschärfe gegeben hätte. Denn was wir erleben, ist nichts weniger als der allmähliche Abschied vom Konzept der „Schriftsprache“, wie wir sie noch kennen. In ihrer heutigen Form wurzelt sie in der Aufklärungszeit, als sich in Konkurrenz zu Latein und Französisch die Grundprinzipien einer überregional normierten deutschen Kultursprache herausbildeten, die es erlaubt, differenzierte Gedankengänge und nuancierte Urteile über

den Dunstkreis des eigenen Milieus hinaus zu vermitteln.

Die Emanzipation der Schriftlichkeit von der Mündlichkeit und die Gleichsetzung von Schrift- und Hochsprache war die Voraussetzung für solche Qualitäten. Diese Entwicklung wird in Teilen der Netz-Kommunikation wieder rückgängig gemacht. Das betrifft Wortwahl und Grammatik ebenso wie die Orthographie, die im Laufe der Geschichte zu einem System herangereift ist, das über die reine Kodierung von Lauten weit hinausgeht und dem Leser eine Fülle semantischer und grammatischer Informationen liefert. Die halbphonetischen Schreibweisen und sprechsprachlichen Muster von WhatsApp & Co erinnern dagegen oft an Texte des Mittelalters, als die Schrift nur der Speicher des gesprochenen Wortes war. Vor diesem Hintergrund klingt es etwas dünn, wenn die Autorinnen sich auf das Linguisten-Mantra zurückziehen, jeder Sprachwandel sei automatisch ein Fortschritt, weil er ja den Bedürfnissen der Sprecher entspreche.

Zum einen ist die Behauptung zirkulär: Man schließt von gerade aktuellen Sprachformen auf zugrunde liegende Bedürfnisse, die dann wiederum die Sprachformen rechtfertigen sollen. Zum anderen klaffen individuelle Bedürfnisse und gesellschaftlicher Bedarf oder berufliche Anforderungen mitunter weit auseinander, wie jeder Stellenbewerber feststellt, der aufgrund mangelhafter Schreibfähigkeiten abgelehnt wird. Nun betonen zwar auch Dürscheid und Frick, wie wichtig es ist, in offiziellen Situationen normgerecht schreiben zu können. Doch dass diese Normen mehr sind als nur ein sozialer Zwang, dem man sich eben beugen muss, dass sie vielmehr das Gerüst einer entwickelten Sprachkultur bilden, die nicht nur eine Sprachvariante unter anderen ist – so viel Wertung hätten sie sich schon erlauben dürfen. WOLFGANG KRISCHKE



Christa Dürscheid und Karina Frick: „Schreiben Digital“. Wie das Internet unsere Alltagskommunikation verändert.

Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 2016. 156 S., Abb., br., 14,90 €.

Wenn der Mond aus Käse ist

Ein kleines bisschen Horrorshow: Daniel Kehlmanns Phantastik-Erzählung „Du hättest gehen sollen“

Dass Daniel Kehlmann gern metafiktionale Geschichten über Schriftsteller schreibt, dürfte spätestens seit seinem Episodenroman „Ruhm“ (2009) kein Geheimnis mehr sein. Ein jetzt erscheinendes neues Büchlein mit 92 luftig bedruckten Seiten erweckt denn auch zunächst den Anschein, es könnte ein Neben- oder böse gesagt, Abfallprodukt aus diesem Erzählkomplex sein: Ein Drehbuchautor ist mit seiner Partnerin und der vierjährigen Tochter in einem Haus in den Bergen, und es gibt mal wieder einen Konflikt zwischen Kunst und Leben.

Allerdings einen, der sich etwa im Vergleich zu großen literarischen Werken über ebendieses Thema recht banal ausnimmt: Der Mann will arbeiten, die Frau will Urlaub machen. Es gibt eine Stichelei zwischen beiden über den künstlerischen Rang seiner offenbar recht schlichten Drehbücher. Und dann beenden einige ihrerseits ziemlich schlichte Sätze die Szene. Der Erzähler sinniert: „Ehe. Das Geheimnis ist, dass man sich ja doch liebt. Ich würde nicht ohne sie sein wollen... Wenn man einander unterdessen nur nicht so auf die Nerven feie.“

Nun gut, es müssen ja nicht alle wie Thomas Mann schreiben. Gegen überkandidelten Stil enthält Kehlmanns Kurzgeschichte sogar eine kleine Spitze, die klingt, als sei sie direkt auf das antikisierende Erzählen Christian Krachts gerichtet: „Firmament – altmodisch. Doch lieber das Grundwort, Himmel. Lass eine Nebenfigur zweimal das Wort Firmament verwenden. Mehr braucht es nicht, schon hat man sie charakterisiert.“

Was die Darstellung des schöpferischen Prozesses betrifft, ist die vorliegende Erzählung durchaus illusionsraubend: Es hilft einem keine Muse oder romantische Inspiration, scheint sie zu sagen, sondern man muss jeden Einfall mühevoll der Alltagsrealität abtrotzen, die eben auch bei Künstlern oft aus Banalitäten, Ehestreit und Kinderbetreuung besteht.

Daniel Kehlmann ist, das könnte man ihm auch zugutehalten, ein Schriftsteller, der verständlich und für viele zugänglich schreibt. Die stilistische Schlichtheit möchte er hier offenbar wettmachen mit einer formalen Kompliziertheit. Man hat es mit einer Bewusstseinsdarstellung aus innerem Monolog und Montagetechnik zu tun, in der ganz verschiedene Ströme unvermittelt ineinanderfließen: nämlich die protokollierten Sinneseindrücke des Erzählers, die in Tagebucheinträge zwischen einem zweiten und siebten Dezember geordnet sind, seine fiktionalen Entwürfe, die in nacherzählter Form oder sogar in Dialogausschnitten dazwischen-

kommen, und dann noch Reflexionen über weitere fiktionale Gebilde wie die Kinderbücher, aus denen der Erzähler seiner kleinen Tochter vorliest. Zum Beispiel eines, in dem eine Maus herausfindet, dass der Mond aus Käse ist.

Zwischen diesen Strängen kann man schon mal den Überblick darüber verlieren und was nur halluziniert ist – und ihre Pointe liegt darin, dass der Erzähler ihn auch selbst verliert.

Erste Anzeichen dafür werden früh gesetzt: Das Ferienhaus hat plötzlich mehr Zimmer als am Vortag, ein Bild an der Wand ist auf einmal wieder verschwunden. Und endlich sagt ein Kauz im Dorf-laden kryptische Sachen über die Geschichte des Hauses, an dessen Stelle der Sage nach früher einmal ein Turm stand, den der Teufel gebaut hat. So macht Kehlmann aus dem, was wie ein Airbnb-Aufenthalt in einer ziemlich schrägen Hütte beginnt, mit ziemlich grobem Besteck ein Horrormärchen. Aus dem „haunted house“ gibt es für den Erzähler am Ende kein Entrinnen mehr, so sehr er sich auch anstrengt.

Mit Phantastik und magischem Realismus hat dieser Autor ja immer schon gern gespielt; hier tut er es mit Versatzstücken, die vielleicht von Ferne an Edgar Allan Poe erinnern, meist aber eher an Filme: Da gibt es Elemente von „Psycho“ oder David Lynch (das Kind plärnt ins Baby-phon, obwohl es tief schläft). Auch an François Ozons „Swimming Pool“ könnte man denken, in dem eine Krimi-Autorin beim Ferienaufenthalt von ihrer eigenen Fiktion eingeholt wird.

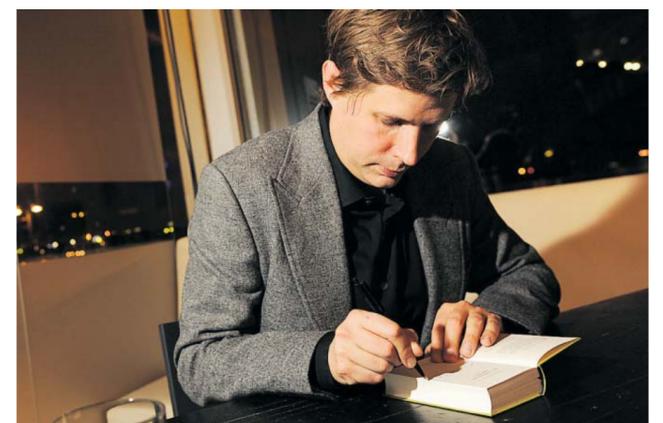
Es hat ja durchaus seinen Reiz zu zeigen, dass aus dem ganz normalen Wahnsinn schon mal ein massiver Wahn wird. Aber wie Kehlmann das hier tut, wirkt in weiten Teilen zu bekannt und wenig einfallreich. Obwohl die Erzählung stark vom Weglassen lebt, löst sie keinen allzu großen hermeneutischen Kitzel aus. Ihrem Leser geht es ein bisschen wie der Maus in der darin nacherzählten Geschichte: „Die Maus frisst den Mond, danach ist er aber trotzdem noch da, und dann schläft die Maus ein, und das Buch ist zu Ende.“

JAN WIELE



Daniel Kehlmann: „Du hättest gehen sollen“. Erzählung.

Rowohlt Verlag, Reinbek 2016. 92 S., geb., 15,- €.



Sein neues Buch ist dünner als das auf diesem Bild: Daniel Kehlmann Foto Marcus Kaufhold

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Heute auf der Buchmesse Frankfurt

Veranstaltungen am Stand der F.A.Z.: Samstag, 22. Oktober 2016

10.30 – 10.50 Uhr Sandra Kegel im Gespräch mit dem Autor Mathias Enard, „Kompass“

11.00 – 11.20 Uhr Tilman Spreckelsen im Gespräch mit der Autorin Tamara Bach, „Vierzehn“

11.30 – 11.50 Uhr Thomas Thiel im Gespräch mit dem Autor Eugen Ruge, „Follower“

12.00 – 12.20 Uhr Fridtjof Küchemann im Gespräch mit den Autoren Anita Terpstra, Bram Dehouck, Eva Lirot und Hughes Schlueter, „Der alte Meister – der F.A.Z.-Buchmessekrimi“

12.30 – 12.50 Uhr Andreas Platthaus im Gespräch mit der Autorin Melanie Mühl, „Die Kunst des klugen Essens. 42 verblüffende Ernährungswahrheiten“

13.00 – 13.20 Uhr Bianca Labitzke im Gespräch mit dem Herausgeber Sven Astheimer, „Nine to five. Über die lieben Kollegen und andere Plagen“

13.30 – 13.50 Uhr Andreas Platthaus im Gespräch mit dem Autor Joachim Köhler, „Luther! Biographie eines Befreiten“

14.00 – 14.20 Uhr Rose-Maria Gropp im Gespräch mit Bodo Kirchoff, Preisträger des Deutschen Buchpreises 2016, „Widerfahrnis“

14.30 – 14.50 Uhr Rose-Maria Gropp im Gespräch mit der Autorin Margriet de Moor, „Schlaflose Nacht“

15.00 – 15.20 Uhr Dietmar Dath im Gespräch mit dem Autor Volker Reiche, „Meine Pote wirft keinen Schatten“

15.30 – 15.50 Uhr Sven Astheimer im Gespräch mit der Autorin Stefanie Billen sowie Virginia Bastian und Uta Lecker-Schubert, „Mut zu Kindern und Karriere“

16.00 – 16.20 Uhr Ulf von Rauchhaupt im Gespräch mit dem Autor Raoul Schrott, „Erste Erde“

16.30 – 16.50 Uhr Ralph Bollmann im Gespräch mit dem Autor Timothy Garton Ash, „Redefreiheit. Prinzipien für eine vernetzte Welt“

Besuchen Sie uns in Halle 3.1, Stand D 106